

MALIN PERSSON GIOLITO

NETFLIX

EIN NETFLIX
ORIGINAL

QUICKSAND ROMAN

IM TRAUM KANNST DU NICHT LÜGEN

■■■■■
BASTEI
LÜBBE

Die Staatsanwältin ist bislang noch nicht auf Amanda zu sprechen gekommen. Sie hebt sie sich für ihr Crescendo auf. Stattdessen konzentriert sie sich auf Sebastian.

Sebastian, Sebastian, Sebastian. Sie wird noch tagelang von ihm sprechen, alle werden von ihm sprechen. Die ganze Zeit. Wenn irgendjemand in dieser ganzen Geschichte einem Rockstar gleichkommt, dann ist es Sebastian. Sander hat mir die Fotos gezeigt, die die Presse gefunden und veröffentlicht hat. Sebastians Schulfoto in Schwarz-Weiß hat es auf mindestens zwanzig Titelseiten geschafft, weltweit, inklusive dem Rolling Stone. Aber es gibt auch andere Fotos. Sebastian lächelnd mit der Zigarette im Mund, betrunken mit schweißgetränkter Stirn, stehend im Heck seines Boots, während wir auf dem Weg zu den Fjäderholmarna durch den Djurgårdsbrunnskanal fahren und ich schräg vor ihm sitze und meinen Kopf an ihn lehne. Es gibt noch eine Aufnahme von derselben Fahrt, auf der Samir an meiner Seite sitzt und in die andere Richtung schaut, weg von uns. Auf meiner anderen Seite sitzt Amanda, weiße Zähne, braune Beine, blaue Augen, jede Menge Haare, die in genau die richtige Richtung wehen. Dennis ist auf diesen Fotos natürlich nicht dabei. Aber es gibt auch Aufnahmen von Dennis in den Ermittlungsakten, Sebastian hatte ein paar auf seinem Handy, er mochte es, Fotos von ihm zu machen, wenn er voll war, ich weiß nicht, warum sie die nicht gefunden haben. Auf jeden Fall gibt es Aufnahmen von ihm mit Dennis, zusammen, beide breit, high, ausgeflippt. Sebastian sieht auf allen unheimlich gut aus. Dennis sieht aus wie Dennis.

Die Staatsanwältin wird vor allem über das sprechen, was Sebastian getan hat, weil sie behauptet, dass er alles, was er tat, mit mir zusammen getan hat. Ich weiß nicht, wie ich es schaffen soll, mir das alles anzuhören. Aber es ist gefährlich, die Konzentration zu verlieren. Denn dann kommen die Geräusche.

Das Geräusch, als sie in den Klassenraum kamen und mich wegzogen, das Geräusch von Sebastians Schädel, der auf den Boden schlug, es klang hohl. Es dröhnt in mir. Sobald meine Aufmerksamkeit nachlässt, kommt es zurück. Ich drücke die Nägel in meine Handflächen, versuche von dort wegzukommen. Aber es nützt nichts. Ich kann es nicht loswerden. Mein Gehirn schleppt mich immer wieder in diesen verdammten Klassenraum zurück.

Manchmal träume ich davon, wenn ich schlafe. Wie es war, kurz bevor sie kamen. Wie ich die Hand gegen sein Blut drücke, er liegt auf meinem Schoß, und ich drücke, so fest ich kann. Die Blutung lässt sich nicht stoppen, so fest ich auch drücke. Als wollte man das Wasser zurückhalten, das aus einem Wasserschlauch spritzt, der sich aus seiner Befestigung gelöst hat. Wusstet ihr, dass Blut spritzen kann? Dass es unmöglich ist, es mit bloßen Händen aufzuhalten? Und Sebastian wird kalt, ich spüre es immer noch, nachts – immer und immer wieder –, wie seine Hände immer kälter werden. Es geht schnell. Und ich träume von Christers letzten Atemzügen. Sie klangen wie ein Abflussrohr, in das man Ätznatron geschüttet hat. Ich wusste nicht, dass man davon träumen konnte, wie sich die Haut eines anderen Menschen anfühlt und wie Geräusche klingen, aber man kann es, denn ich tue es ununterbrochen.

Ich versuche, die Leute nicht anzuschauen, die im Gerichtssaal sind, um mich zu sehen. Ich habe nicht einmal zu Papa geschaut, als ich hereinkam. Aber Mama hat nach mir gegriffen,

als ich an ihr vorbeiging. Es war etwas in ihren Augen, das ich nicht kannte. Sie lächelte mir zu, legte den Kopf zur Seite und zog die Mundwinkel hoch, als wollte sie mich an das erinnern, was sie mir gestern am Telefon gesagt hatte. Ein Alles-wird-gut-Lächeln. Aber sie begann zu zittern, kurz bevor ich den Blick wieder von ihr abwendete, eine Mikrosekunde zu früh. Sie schüttelte etwas von sich ab.

Bevor all das passierte, war die größte Herausforderung, vor der meine Mutter je gestanden hatte, der Versuch, ohne Kohlehydrate zu leben. Sie nahm so schnell ab und wieder zu, dass man fast glauben konnte, es wäre ihr Beruf, und sie war wirklich stolz, als sie ihre Ernährung unter Kontrolle gebracht hatte. Jetzt sitzt sie hier. In den Ermittlungsakten steht fast alles. Nicht nur über diesen Tag. Über unsere Feste, was Sebastian tat, was ich tat. Über Amanda. Meine Mutter liebte Amanda. Sie liebte auch Sebastian, zumindest zu Anfang, aber das würde sie jetzt bestimmt nicht mehr zugeben.

Ich frage mich, ob Mama an »meine Geschichte« glaubt. Ob sie sich dafür »entscheidet«, daran zu glauben. Aber sie hat nichts darüber gesagt, und ich habe nicht danach gefragt. Wie sollte ich auch? Seit der mündlichen Haftprüfung vor neun Monaten habe ich Mama und Papa nicht mehr gesehen, und unsere Telefongespräche sind nicht gerade vertraulich gewesen.

Ist das nicht seltsam? Dass neun Monate vergangen sind, seit ich das letzte Mal mit Mama und Papa in einem Raum gewesen bin. Obwohl wir uns damals eigentlich auch nicht getroffen haben. Ich sah sie nur durch die Glaswand zwischen diesem klassenraumgroßen Verhandlungssaal im Untersuchungsgefängnis und den Zuschauerrängen, auf denen sie bestimmt eine Viertelstunde sitzen mussten, bevor der Richter erklärte, dass die Verhandlung unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden werde, und sämtliche Zuhörer, inklusive Mama und Papa, nach draußen geschickt wurden.

In der mündlichen Haftprüfung heulte ich Rotz und Wasser. Ununterbrochen. Ich weinte schon, als ich in den Saal kam. Ich fühlte mich ungefähr so normal wie eine zwangsgefütterte Leberpastetengans, mir ging es genauso schlecht, und Mama und Papa sahen aus, als hätten sie Angst um ihr Leben.

Bei der mündlichen Haftprüfung trug Mama eine neue Bluse. Ich hatte sie vorher noch nie gesehen. Ich frage mich, als was sie sich an diesem Tag verkleidet hatte, als alles noch so unklar war. Bevor sie wusste. Ihr glaubt vielleicht, dass sie sich als Mutter verkleidet hatte, die wusste, die ganz sicher wusste, dass alles nur ein Fehler war und dass ihre Tochter nichts verkehrt gemacht hatte. Aber ich glaube, dass sie als Mutter verkleidet war, die alles richtig gemacht hatte, als Mutter, der man keine Vorwürfe machen konnte, ganz egal, was passiert war.

Die mündliche Haftprüfung fand drei Tage nach meiner Verhaftung statt, und ich wünschte mir, dass ich nicht so viel geweint hätte. Am liebsten hätte ich diese Glasscheibe zerschlagen, um Mama nach Sachen zu fragen, die gar keine Rolle spielten.

Ich wollte sie fragen, ob sie mein Bett gemacht hatte, nachdem ich zu Sebastian gegangen war. Tanja hatte freitags frei. War es so geblieben, wie es war, bis die Polizei gekommen war? Und dann? Was passierte danach? Hatte Tanja danach aufgeräumt, oder hatten Mama und Papa ihr verboten, in mein Zimmer zu gehen, so wie Eltern es machen,

wenn ihr Kind gestorben ist. Das Zimmer dreißig Jahre lang unberührt lassen, genau so wie es war, als das Kind sie verließ?

Ich wollte, dass Mama und Papa es so gemacht hatten, ich wollte, dass sie mir sagten, dass alles genauso aussah wie zu dem Zeitpunkt, als ich aufgebrochen war, dass die Polizisten nichts verändert hatten, dass das Leben, mein Leben, das Leben davor, eingefroren, konserviert, in dicke Schichten aus Mumienbandage eingewickelt war. Wenn ich das hier überleben und nach Hause kommen würde, sollte mir alles bekannt vorkommen.

Aber das konnten sie mir nicht sagen. Und wahrscheinlich spielte es auch keine Rolle, ob Mama das Bett gemacht hatte oder nicht. Ich wusste, dass die Polizei das Haus durchsucht hatte, denn das hatten sie mir gesagt, als sie mich verhört hatten. Und sie hatten mir erzählt, dass sie meinen Computer beschlagnahmt und mein Telefon aus dem Krankenhaus mitgenommen hatten (ich musste alle meine Passwörter preisgeben, zu jedem Forum, zu jeder App, zu jeder Seite, auf der ich gewesen war), und als ich fragte, was sie noch alles hatten, sagten sie »das meiste ... das iPad und Papiere und ... Bücher, Bettwäsche, deine Kleidung von der Party«. »Was für Kleidung?«, hatte ich gefragt, und sie antworteten, als wäre das ganz normal und nicht im Geringsten seltsam. »Dein Kleid, deinen BH und deine Unterhose.«

Sie hatten meine dreckige Unterhose mitgenommen. Warum taten sie das? Ich wollte diese Glasscheibe zerschmettern und meine Mutter auffordern, mir alles zu erklären, denn Sander wollte ich nicht fragen. »Warum haben sie meine Unterhosen mitgenommen, Mama?« Das wollte ich sie fragen. Ich wollte mit Sander nicht über etwas reden, auf dem meine Ausflüsse klebten.

Und die Sachen, die sie dagelassen hatten, was hatten Mama und Papa mit ihnen gemacht? Das wollte ich auch wissen. Ich fragte mich, ob Tanja meinen Geruch aus all den anderen Kleidern auswaschen musste. Ich habe immer gedacht, dass sie die Wäsche gerne aufhängt. Die Knitterfalten herauszieht, die Nähte streckt, die Falten glättet. Die Pullis falsch herum aufhängt, sodass die Ärmel schlapp nach unten hängen, als hätten sie aufgegeben, ich-ergebe-mich, irgendwie. Und die Strümpfe paarweise, zwei Stück mit einer Wäscheklammer. Damit man sie nachher leichter sortieren kann.

Ich fragte mich, ob Tanja mich vollständig wegputzen durfte. Oder ob Mama am Morgen auf das Buttermesser starrte, das ich immer wegzuräumen vergaß, und dachte: Eben war sie noch hier. Jetzt ist sie weg.

»Mama!«, wollte ich schreien. Gerade heraus. *Was passiert hier?*

Aber es war ein Glasfenster im Weg. Und ich hatte mich kaum gesetzt, als der Richter auch schon alle Zuhörer hinausschickte. Ich bekam keine Antworten, stattdessen wurde ich in Untersuchungshaft genommen.

Eines Tages, lange bevor dies alles geschah, hatte ich Mama gefragt, warum sie mich nie irgendetwas Wichtiges fragte. »Was möchtest du denn, das ich dich frage?«, wollte sie wissen. Sie versuchte noch nicht einmal, es selbst zu erraten.

Heute dürfen sie und Papa sitzen bleiben. Sie haben reservierte Plätze – die »besten«, nehme ich an, ganz vorne in meiner Nähe (obwohl uns immer noch ein paar Meter trennen). Und Mama hat zugenommen. Sie ist immer noch als Mutter verkleidet, die nichts

falsch gemacht hat, aber wer weiß, vielleicht musste sie ein bisschen frustessen? Hat fettige Pasta mit Butter, Käse und Ketchup in sich hineingestopft. Hat in schnellen Kohlehydraten geschwelgt. Angesichts dessen, was ich getan habe, hat sie eine Entschuldigung für alles, sogar fürs Zunehmen. Alle verstehen sie. Und verachten tun sie sie auch, egal ob sie schlank ist oder nicht.

Wenn Mama nervös wird, bekommt sie Flecken am Hals, und sie wird immer nervös, wenn sie erklären muss, was sie meint. Dann ist es unmöglich, sich auf das zu konzentrieren, was sie sagt, man muss einfach auf diese Halsflecken starren. Wahrscheinlich sagt Mama deshalb so selten, was sie denkt. Es ist zu riskant. Sie begnügt sich damit, Papa nach seiner Meinung zu fragen. Wenn er gute Laune hat, erzählt er es ihr. Und dann kann ein ganzer Abend vergehen, ohne dass sie sagt: »Wir reden nieee mehr miteinander.«

Dass sie sich darüber aufregt, dass man nicht genug mit ihr redet, und trotzdem niemals fragt, wie es einem geht, übersteigt meinen Verstand. Aber ich habe sie nie dafür gehasst, dass sie keine Ahnung hat. Ich hasse sie dafür, dass sie es so und nicht anders haben will. Und am meisten hasse ich sie, wenn sie mir sagt, was ich zu fühlen habe.

»Ich weiß, dass du dir Sorgen machst.« »Ich weiß, wie viel Angst du hast.« »Ich weiß, wie sich das anfühlt.«

Meine Mama ist ein Idiot. »Ich wünschte, ich könnte Majas Platz einnehmen.« Hat sie das gesagt? Nicht zu mir jedenfalls.

Erste Verhandlungswoche, Montag

4.

Oberstaatsanwältin Lena Pärsson redet und redet, mein Gott, wie sie redet. Sie hat zwei der ermittelnden Polizeibeamten dabei. Neben ihnen sitzen die Anwälte der Nebenkläger, sie sind hier, um Ansprüche auf Schadensersatz geltend zu machen. Sie haben ebenfalls jede Menge Ordner vor sich aufgebaut, eine kleine Minibibliothek. Im Gerichtssaal hängen zwei Großbildschirme, einer hinter mir an der Wand und der andere hinter ihnen. Im Augenblick sind darauf nur die Icons von ein paar Dokumenten zu sehen, es wirkt alles ein bisschen durcheinander, ein schlecht vorbereiteter Vortrag in Gesellschaftskunde.

Amandas Eltern dürfen nicht am Tisch der Nebenkläger sitzen. Auch die anderen Angehörigen nicht, sie sitzen unter den Zuschauern, glaube ich. Oder vielleicht im Übertragungssaal nebenan, in dem man der Verhandlung auf einem Großbildschirm folgen kann. Sie möchten bestimmt nicht im selben Raum sitzen wie ich.

Sander hat gesagt, dass die »Aufgabe« der Staatsanwältin darin besteht zu »erklären«, warum wir hier sind. Welche Taten sie mir vorwirft und warum sie auf die Höchststrafe plädiert.

»Angesichts deines Alters«, hat Sander mir gesagt, »solltest du nicht viel mehr bekommen als zehn Jahre.« Laut Gesetz kann man eine Person, die jünger ist als einundzwanzig Jahre, nicht zu lebenslanger Haft verurteilen. Aber wenn ich vierzehn Jahre bekomme, bin ich zweiunddreißig, wenn ich wieder draußen bin. Pfannkuchen hat mir erzählt, dass sowohl er als auch Sander ständig angerufen werden und Post bekommen. (Pfannkuchen ist stolz darauf, dass nicht nur Sander Hassbriefe bekommt, sondern auch er selbst, man hört es seiner Stimme an.) Er hat sogar von Leuten erzählt, die sich nachts auf unser Grundstück schleichen und Exkremente vor unsere Haustür werfen. Mama und Papa müssen sie mit dem Hochdruckreiniger wegsputzen, bevor sie zur Arbeit gehen. Er sagte es mir, als Sander nicht dabei war.

Ich weiß es also. Diejenigen, die die Staatsanwältin bezahlen, die Steuerbürger, die normalen Leute, alle außer Sander und Mama und Papa, finden nicht, dass zehn oder vierzehn Jahre genug sind, sie wären nicht einmal mit lebenslänglich zufrieden, sie begnügen sich nicht damit, mein Leben zu zerstören, sie wollen, dass ich sterbe.

Sander hat gesagt, dass heute nicht so viel passieren wird. Aber als die Staatsanwältin die Namen der Opfer vorliest, höre ich jemanden weinen.

Darauf bin ich nicht vorbereitet. Lange bevor Oberstaatsanwältin Lena Pärsson zum Ende kommt, füllt sich der Saal mit dem Geräusch. Ein Mensch heult auf. Ist es Amandas